

QUINTA ESSENTIA

Irrwege der Liebe

Elisabeth Farkashazy

Roman

Für meine wundervollen Töchter

© 2026 Elisabeth Farkashazy

Cover: Copyright © Stefanie Katara, 2025

Hieronymus Bosch, Der Garten der Lüste, Museo del Prado, Madrid

©Photographic Archive Museo Nacional del Prado

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH

Julius-Raab-Straße 8, 2203 Großebersdorf, Österreich

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

info@buchschmiede.at

ISBN Softcover: 978-3-99192-310-7

ISBN Hardcover: 978-3-99192-309-1

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Prolog

Eine Lobrede auf die Moria (Torheit):

Ich, die Torheit, bin die Einzige, die alle ohne Ansehen der Person mit so reicher Güte umfängt () Aber sich täuschen zu lassen, sagt man, ist schlimm. Nein, sich nicht täuschen zu lassen, das ist das Allerschlimmste. Es ist nämlich allzu töricht, wenn man glaubt, auf den Dingen selbst beruhe das menschliche Glück. Nein, von den Meinungen hängt es ab! Denn über den Dingen liegt so tiefes Dunkel, und so wirrer Wechsel herrscht in ihnen, dass man nichts klar erkennen und wissen kann, wie mit Recht meine Akademiker sagen, diese denkbar anspruchslosesten Philosophen. Kann man aber einmal etwas wissen, so stört die Erkenntnis oft das Behagen, und schließlich ist der Mensch so angelegt, dass ihm der Schein mehr zusagt als die Wirklichkeit. ()

Glaubt ihr, zwischen den Menschen, die in der Höhle des Plato bloß die Schatten und Abbilder der verschiedenen Dinge sehen und bewundern, und dem Weisen, der, aus der Höhle getreten, die Dinge selbst erblickt, sei ein Unterschied, falls die drinnen gar nichts anderes wünschen und zufrieden sind? () Nein, da ist kein Unterschied, und wenn doch, so haben die Toren den Vorteil; denn erstens kostet sie ihr Glück nur eine Kleinigkeit - ein bisschen Einbildung - und zweitens genießen sie es in zahlreicher Gesellschaft.

Widmungsschreiben des Erasmus von Rotterdam an Thomas Morus:

So leb denn wohl, beredter Morus, und verteidige klug deine Moria. Geschrieben auf dem Lande, am 9. Juni 1511

INHALT

1. TEIL - FRAGMENTE

Die Wasser Veste Neytharding, 3. Mai 1521	9
Theophrastus Hohenheim, Doktor beyder Arzneyen	19
Agnes Heilmann.	27
Requiem	45
Die Herkunft der Ernhold im Geist der Zeit	58
Christoph Ernhold in Burgund und Hertogenbosch	73
Faszination Ferrara	87
Max Theuer, Humanist und Pädagoge	99
Regina Pio di Carpi	114
Sebastian Brevus, Schüler des Niccolo Machiavelli	128
Rückkehr auf die Wasser Veste Neytharding	132
Ursula Aicher und Stefan Ranshofer	138
Ein Musentempel - Humanismus und Renaissance	142
Jacob Pawngartner, vom Verlust des Ritterstandes	150
Familie Tobler, Ehrgeiz und Aufstieg	156
2. TEIL - Notizen: 1521	179

Die Wasser Veste Neytharding, 15.Mai 1521	181
Hohenheims Manuskript Paramirum	188
Die große Würgerin	201
Vorbereitung für die Heimkehr	219
Das Tor zum Paradies	232
Ars amandi, die Liebeskunst	243

Die Jagd	254
Das Turnier in Linz	264
Die königliche Hochzeit	289
Arcanum und Elementargeister	302
Die Hölle	318
Das hohe Wasser und die drei Humanisten	330
Hohenheims Quinta Essentia	346
Die Sedisvakanz in Wiener Neustadt	370
Abschied	382
Luxuria, die Wollust	391
Ars moriendi, die Kunst zu sterben	397
3. TEIL - ESSENZ: 1525	415
Sophias Manuskript	417
Das Unglück	420
Aufständisch allenthalben	432
Salzburg	437
Doktor beyder Arzneyen Hohenheim in Salzburg	442
Zuhause	449
Die Jörger und die Lutherischen	452
Die Veränderung	463
ars amandi, die communio	471
Epilog	477
Personen: Historie und Fiktion	478
Liebe Leserin, lieber Leser; Danke	481
Bibliografie	483
Vom Schlag (IV, 147)	489

1. TEIL - FRAGMENTE

Das Wachsen des Humanismus.

Was sind Zeit und Epochen anderes als ein Abbild von Menschenleben. Vielfältig, chaotisch und ja, einem Werden, Sein und Vergehen ausgeliefert. Egal ob Minuten, Tage oder Jahrhunderte - ein einziges geprägt sein und prägen. Aber wir können und dürfen genau dies alles beobachten, daran teilhaben und erfahren.

Die Wasser Veste Neytharding, 3. Mai 1521

Der ehrenwerte Reichsfreiherr Chunradus Ernhold von Neytharding, mein Großvater, ist tot. In der gesamten Wasser Veste bis in die Ställe und die Meierei macht sich eine verhaltene Unruhe breit, schleicht Sorge durch Familie und Gesinde. Sogar die Tagelöhner machen kehrt, sobald sie in den nunmehr führungslosen, traurigen und verwirrten Haushalt kommen und die Neuigkeit, durch die sonst wenig geschwätzig Köchin erfahren.

Mit hochgezogenen Schultern streife ich durch die Räume. Alles scheint eigenartig dramatisch, obwohl es doch so vorhersehbar gewesen ist.

Die Quadragesima, die vorösterliche Fastenzeit war vorbei und das opulente Osterfest am Sonntag, dem 31. März ist bei strahlendem Sonnenschein gefeiert worden. Endlich wieder mehr Licht nach den langen, kalten, trüben und dunklen Monaten. Ich öffnete die Fenster weit und tauchte in die gleißenden morgendlichen Sonnenstrahlen ein, spürte die Wärme auf der Haut und atmete tief, tief ein und auf; kleidete mich besonders fein, etwas zu luftig vielleicht - wie ich später bibbernd feststellen musste. Ich freute mich daran, dass mit mir auch alle anderen diesem endlich stillbaren Drang begeistert nachgaben und sich all dem Überschwang nicht entziehen konnten, dem erfrischenden Duft von Moor und Wald und der trockenen Luft der lockend verheißungsvollen Sonne.

Mit einem Dauerlächeln, sodass es mir bald schon im Kiefer spannte, erforschte ich die Gesichter aller anderen und entdeckte sogar eine gemilderte Zornesfalte im Gesicht unserer mürrischen Köchin Maria. Die Natur um die Veste hatte sich fast über Nacht verändert. Ich konnte mich kaum sattsehen und satttriechen an meinen geliebten Glöckchen, die nun die braunen Wiesen und Waldböden mit ihrer weißen Pracht bedeckten; waren sie es doch, die jedes Jahr aufs Neue bewiesen, dass die schneidende Kälte wieder der Wärme der Frühlingssonne weichen musste! Symbole für Zuversicht und Vorfreude, die für mich von klein auf ein ersehntes und zuversichtlich wiederkehrendes, magisches Ereignis waren. An sich wäre zu jener Zeit kurz vor dem Frühlingsbeginn eine besondere Geschäftigkeit in der Veste ausgebrochen und viele Gäste und Reisende empfangen worden. Aber Großvater sank an diesem Sonntag einfach mitten im Hof zusammen, nachdem er überraschend ungelenkt vom Pferd gerutscht war. Der große hagere, aber zähe Mann lag wie ein plumper, halbleerer Sack am Boden und konnte sich nicht mehr rühren. Auch seine Sprache war fast gänzlich vergangen. Nicht dass er je viel geredet hätte, in den Wochen danach ist dieses Wenige kaum mehr zu verstehen gewesen. Natürlich wurde der Betrieb im ganzen Anwesen weitergeführt, alles ging seinen geringsten notwendigen Weg. Besucher wurden keine mehr zum ehrenwerten Freiherrn vorgelassen und Gäste waren wieder ausgeladen worden.

Großvater war innerhalb weniger Wochen immer schwächer geworden, langsam zwar, aber doch mit einer Beharrlichkeit, die man

auch sonst von ihm in allen Dingen gewohnt war. Dagegen konnte kein Medicus von Linz oder Wels etwas ausrichten. Alles, was sich mit akademischem Rang und Namen im Umkreis von zwei Tagesritten aufhielt, wurde herbeigeholt. Honorige Herren betrachteten ihn, berieten sich miteinander, ließen den Freiherrn mehrmals zur Ader, bis er sich diesen Behandlungen schließlich verweigerte und alle aus der Veste verbannte.

Seit März waren die nasskalten grauen Tage wieder spürbar länger geworden und die Sonne schien kraftvoll und warm, sobald keine Wolken sie behinderten. Das Leben in den Gärten rund um die Wasser Veste brach überraschend schnell hervor und in den Wäldern im Moor überzog es die Laubbäume mit einem hellgrünen Flor. Die hohen Gräser, die im Winter wie eine braune Grasmatte zusammengedrückt auf dem Boden festgefroren waren, wurden von den frischen, starken Halmen durchbrochen und bald schon wuchsen sie immer höher bis sie sich im satten Grün, gleich weichen flauschigen Federn, im Wind wiegten. Mit dem Plätschern des Baches, der noch immer etwas Hochwasser führenden Wim, begann wieder das Zusammenspiel mit dem leichten Rauschen der frühlingszarten Blätter, eine Melodie, in die ich Stundenlang versinken konnte. Ich zog in meinem Gemach die dicken Vorhänge auf und öffnete alle Doppelflügel der vier Fenster weit und dankte im Stillen meinem Großvater, der diese Fensterflügel klug nach der neuen Technik mit Angeln offenbar machen hat lassen. Auch wenn um diese Jahreszeit der Wind meist in böigen Wellen wehte, einen frösteln ließ und nur selten still wurde, war es doch dieser Dreiklang

von Wasser, Blättern und Luft der mich nach den langen, grauen, kalten Monaten aufblühen ließ. Alles! Alles sollte eindringen, alles verhiß Neues und ich spürte diese Lebensgier in mir aufsteigen und die Neugierde auf das, was kommen würde. Die alten Holunderbäume, die vor Menschengedenken zum Schutz unseres Anwesens vor Hexen und Dämonen angepflanzt worden waren und am hohen Ufer des Wassergrabens wucherten, begannen in den warmen Sonnentagen des April mit ihrer üppigen Blütenpracht einen intensiven fruchtig frischen Duft um die Veste zu verströmen. Dadurch wurde in Großvaters Räumen der Gestank seiner Fäkalien und des Siechtums überdeckt. Er hatte ebenfalls darauf bestanden, dass alle Fenster bei Tag geöffnet sein müssten, egal wie windig oder frisch es draußen wäre. Ich saß in meinem wollenen Tuch eingehüllt an seinem Bett und las ihm aus unser beider Lieblingsbuch *Moriae encomium* von Erasmus von Rotterdam vor, beobachtete dabei neugierig seine ungewöhnliche Lethargie, erhaschte manchmal ein leichtes Lächeln oder die wohl bekannten ironisch nach unten gezogenen Mundwinkel. Großvater hatte mir daraus vorgelesen, vor Jahren, als ich für einige Wochen ans Krankenlager gefesselt gewesen war. Wir hatten mit Begeisterung die Zeichnungen des Hans Holbein betrachtet und uns erfreut an der Stultitia, eine Frau, die als personifizierte Torheit ihren Charme und Witz sprühen lässt. Wir hatten viel gelacht und er hatte mir damals erklärt, dass dies ein wahrlich geniales Werk sei, denn Erasmus sage die bittere Wahrheit auf so amüsante Weise, dass man nie wüsste, ob er selbst dies im Ernst sagen wolle, oder eben doch nur die *Narrheit* als Person

spräche. Dieser klugen Figur der *Frau Stultitia* hätten sogar Päpste, Fürsten, Richter, Behörden, Freund und Feind, hoch und niedrig, ja alle hätten ihr das Frechste und Gröbste verzeihen können und dadurch war Erasmus Gottseiesgedankt nicht der Inquisition in die Hände gefallen. Ich würde dieser Frau nacheifern, hatte ich feierlich versprochen und Großvater hatte den Mund verzogen, die Lippen gespitzt, die Augen zusammengekniffen und schlussendlich genickt, aber nichts dazu gesagt. Wenige Tage vor seinem Ableben, ließ Großvater nach mir rufen. Ich, seine nun schon erwachsene, siebzehnjährige Enkelin Sophia, solle zu ihm gebracht werden und alle anderen sollen den Raum verlassen. Ohne den Deut einer Ahnung, was er denn plötzlich so Geheimnisvolles von mir wolle, kniete ich mich neben sein Bett und lauschte erwartungsvoll und angestrengt seinen schwer verständlichen Worten. Er flüsterte mit rauher, gebrochener Stimme, dass ich derzeit ja die einzige seinem Blut verwandte Person in der Veste wäre und dass er mir aus ganzem Herzen versichern würde, wie sehr er mich liebe. Ich solle meinem Vater und meinen zwei Brüdern, die schon seit längerer Zeit in der Ferne weilten, genau diese Botschaft ebenfalls ausrichten und, dass er gewiss sei, dass wir alle sein Erbe und das unserer langen Ahnenreihe, würdig antreten werden. Nach einer längeren Pause und dem mehrmaligen Versuch zu weiteren Worten anzusetzen, sah er mich mit wässrigen, verblassenden, grauen Augen an. Als ihm dann auch noch Tränen aus den Augenwinkeln über die fahle runzelige Haut liefen und sich in den Falten der eingesunkenen Wangen sammelten, stöhnte er erst auf und stammelte dann

Wort die wahrlich nur für meine Ohren bestimmt waren, es sollten seine letzten an mich gewesen sein: Verstörende Worte einer Entschuldigung, mit denen er schon lange vergangene Ereignisse hervorholte, Geschehnisse, mit denen ich vor Jahren schon meinen kindlichen Frieden geschlossen hatte. Umso mehr versetzten sie mich ab diesem Zeitpunkt in einen inneren Aufruhr.

Nun ist er eingeschlafen, ohne dass irgendjemand bei ihm, auch der Pfarrer nicht, anwesend gewesen ist. Diesen hat er zuvor schon verjagt, nachdem Pfarrer Ignaz Tobler dem Großvater die letzte Ölung hat zukommen lassen, während er dahingedämmert und durch den Weihrauch und das laute Gebet aufgeschreckt worden ist. Bellend gelacht hat er und den Pfarrer verhöhnt, obwohl dieser sich doch besonders bemüht hat, die Worte des Sterbesakraments richtig vorzusagen. Doch leider kann der Pfarrer die lateinische Sprache betreffend nur recht wenig Gelehrtheit aufweisen. Das Oberhaupt der Familie Ernhold von Neythardting hat lange auf die Rückkehr seines einzigen Sohnes, meines Vaters, gewartet. Ritter Christoph Ernhold würde seinen Platz einnehmen. Der ist jedoch schon seit Mitte Jänner irgendwo in der Gegend von Worms und in Brabant mit dem kaiserlichen Erzherzog unterwegs. Großvater hat wahrlich mit aller Kraft versucht, bis zur Rückkehr seines Sohnes am Leben zu bleiben. Doch dieses eine Mal hat er nicht geschafft seinen Willen durchzusetzen.

Ich beobachte das aufgeregte Treiben im Hof, ganz benommen von meinen zwiespältigen Gefühlen. Zuvorderst eine Erleichterung über die gewonnene Abwesenheit des Mannes, der meine Welt so

dominiert und mich zuletzt so verstört hat, und trotzdem die Trauer über diesen Mann, den ich doch geliebt und verehrt habe. Dann noch die Sorge, was nun passieren und wie alles geregelt würde, bis Vater endlich heimkäme. Auch habe ich einen unbändigen Ärger auf den Pfarrer, der mit gestrenger Miene durch die Räume geht, alles genau beäugt, dabei Geschirr, Schmuck und Bücher gierig in den Händen dreht und wendet, mit verschwörerischer Miene das ganze Gesinde und auch Mutter mit Fragen bedrängt, ob auch ja nur alles am Tode des ehrenwerten Reichsfreiherrn Chunradus Ernhold einen natürlichen Lauf genommen habe.

Ignaz Tobler, Pfarrer von Neythardting, Widemsbach, Kißlwang und Wim ist zu seinem Leidwesen nicht die Gerichtsbarkeit vor Ort, neidvoll murmelt er vor sich hin, dass er diese mächtige Aufgabe wie die Geistlichkeit des nahen Stift Lambach innehaben sollte. Er mault verächtlich, dass das in der herrschenden klerikalen Hierarchie sowieso nie möglich sein werde. Aber Tagträumen könne man ja wohl noch nachhängen dürfen...

Nun, Neythardting unterliegt in großen Dingen der Gerichtsbarkeit der Herren von Schärnstain, dem Landesgericht, das vom Toten Gebirge bis kurz vor Wels, von der Laudach und Traun bis Krems und Nussbach reicht. Nur dort dürfen Todesurteile ausgesprochen werden, also die Blutgerichtsbarkeit. Natürlich besitzen wir, als dem Freiherrenstand angehörende Ernhold von Neythardting, die befreiten Burgfriede und müssen damit bei vielen Angelegenheiten kein anderes Gericht anrufen. Wir können die niedere Gerichtsbarkeit über unsere Untertanen ausüben, also Strafen für geringeren

Delikte des Alltags aussprechen, die mit Geldbußen oder leichteren Leibstrafen sühnbar sind. Und genau das scheint der Herr Pfarrer Ignaz Tobler in seine Obhut nehmen zu wollen - solange der neue Herr nicht da ist - alles mögliche tun zu können, um seine Autorität auszuspielen. Er will von dieser, sicherlich enttäuschend vagen Macht kosten. Natürlich kann er keinerlei gerechtfertigten Zweifel am Tode des Herrn der Wasser Veste hegen. Vielleicht ist er auch nur der Meinung, dass er, wenn er genug Angst und Unruhe verbreitet, auch so wohlgeborene und gebildete Frauen wie meine Mutter Regina und mich ins Schwanken bringen könnte - solange wir ohne männlichen Schutz wären.

Mutter beruhigt mich, sie hat Pfarrer Ignaz von Anfang an durchschaut und sofort den Rossknecht zum Anger von Deising geschickt. Er solle Jacob Pawngartner holen, unseren Verwalter und Vetter meines Vaters. Jacob ist gerade an diesem Tag in aller Frühe, kurz vor der Entdeckung von Großvaters Tod, aufgebrochen. Er muss die Herrschaft Neytharding am alljährlichen Ehhafttaiding des Landesgerichtes zu Schärnstain vertreten, welches *immer* am dritten Mai, dem Kreuzauffindungstag, dem Fest zum Gedächtnis der Auffindung des wahrhaftigen Kreuzes durch die heilige Helena, stattfindet. 47 Landhuber, die ausgewählten Untertanen der Herrschaften aus den Pfarren zu Widemsbach, Roitham und Vorchdorf, würden anwesend sein. Vom Herrn des Landesgerichts Schärnstain, dem Edlen Wolfgang Oeder würden allen Anwesenden ihre Pflichten in Erinnerung gerufen, Streitigkeiten der Rechtsauslegungen geschlichtet und die Belehrungen für das kommende Jahr

ausgesprochen werden. Eine zumeist langweilige und zudem langwierige Angelegenheit, bei der die Männer sich wie Hähne umkreisen und mit aufgestellten Kämmen ihre Macht demonstrieren - zumindest ist dies mein Eindruck gewesen als ich im letzten Jahr Jacob dabei begleitet habe. Der Anger von Deising ist zwar nur einen strammen Ritt von einer halben Stunde entfernt, aber meine Mutter ist unsicher, ob der Rossknecht nicht noch länger brauchen würde. Verlässlich sei er nicht wirklich und auch nicht gewohnt, allein unterwegs zu sein, um derart wichtige Aufträge zu erfüllen. Am liebsten wäre sie selbst losgeritten, aber sie kann auf keinen Fall die Burg verlassen und sie braucht auf jeden Fall Jacob als Beistand vor Ort. Und so bin ich besorgt, ob Jacob denn rechtzeitig kommen werde, um dem Treiben des Pfarrers Einhalt zu gebieten. Zugleich bin ich nicht sicher, ob Pfarrer Ignaz Tobler die Autorität von Jacob überhaupt anerkennen würde.

Mutter meint jedenfalls zuversichtlich, dass gerade am gestrigen Tag ein Medicus im Schloss Widemsbach bei der ehrenwerten Familie Aspan eingelangt sei. Es ist geplant, dass dieser in weiterer Folge zu uns auf die Burg kommen solle. Und daher solle Jacob der dringende Auftrag übermittelt werden, den Medicus umgehend zu holen. Ebendieser Mann ist von Vater im letzten Brief angekündigt worden. Doktor Theophrastus Bombastus Hohenheim sei der Feldarzt, der ihm bei Venedig das Bein und damit sicher auch das Leben gerettet habe. Ich teile die Hoffnung von Mutter und überlege, ob unser Pfarrer Ignaz, wenn nicht durch Jacob, dann zumindest durch diesen Doktor auf Distanz gehalten werden könnte.

Denn so wie ich den Pfarrer einschätze, verunsichern ihn wahrhafte Autoritäten doch eher. Immerhin gehört Ignaz Tobler nur dem Niederen Klerus an, von seiner Herkunft eigentlich ein Bauernbub, der vom reichen Vater in den Klerus eingekauft worden ist. Er spricht in der Messe grundsätzlich lateinische Formeln falsch aus, was ja auch den meisten nicht auffällt, da kaum jemand der lateinischen Sprache mächtig ist. Großvater hat ihm öffentlich jegliches Fehlen einer profunden Priesterausbildung vorgeworfen, ihn des Öfteren bei der Predigt unterbrochen und aufgefordert doch endlich zum Punkt zu kommen; Großvater hat ihn sogar lauthals ausgelacht, sobald er sich beim Credo wieder einmal peinlich verhaspelt hat. Nun, auch wenn dieser Pfarrer vom Stande her eigentlich dem Gesinde gleichgestellt ist, ist er doch mit einer unsichtbaren Macht ausgestattet. Jetzt wird er auf einen Doktor beyder Arzneyen treffen, von dem Vater so bewundernd geschrieben hat, wie klug, umsichtig, demütig und doch sturköpfig kämpferisch dieser Mann sei.

Als das Donnern von eiligen Pferdehufen auf der Holzbrücke zu hören ist, laufe ich voll Hoffnung und in Erwartung eines edlen Retters hinunter in den Hof. Damit muss ich zwar den verleideten Pfarrer aus den Augen lassen, doch dieser, ebenfalls aufgeschreckt, unterbricht seine Inspektion und ist sichtlich aufgebracht über die Störung. Ich höre ihn hinter mir schimpfend, furzend und schnaufend die Holztreppe hinunterpoltern.

Theophrastus Hohenheim, Doktor beyder Arzneyen

Neben Jacob sehe ich einen buckligen, heruntergekommen gekleideten Mann, der mühselig von einem stark verschmutzten Esel herabrutscht. Ich bin umgehend schrecklich enttäuscht. Wie habe ich auch so dumm von Vaters Beschreibung des Mannes auf sein Äußeres schließen können! Doch als der sehr kleine Mann (ich überrage ihn mindestens um einen ganzen Kopf) mit seinem großen Schädel und der hohen Stirn, sich den Staub vom Umhang klopft und mich mit leuchtend klugen Augen ansieht, als ich die glänzende, offensichtlich wertvolle Halsschließe sehe, die seinen verschmutzten Umhang zusammenhält, spüre ich, dass meine spontanen Bedenken sich etwas legen. Meine Mutter eilt auf ihn zu und heißt ihn willkommen. Er verbeugt sich tief vor ihr, nimmt ihre Hände sachte in seine mit Stoff umwickelten Hände und flüstert Worte, die ich nicht verstehen kann. Als er sich aufrichtet und mit einer starken Selbstbewusstheit, fast gebieterisch, in die Runde sieht, da legt sich Gewissheit in mein Gemüt: Alles wird gut!

Und so ist es auch. Hohenheim will sofort zum Leichnam meines Großvaters geführt werden. Er ignoriert Pfarrer Ignaz, mich und alle die sich im Hof drängen. Das macht mir nichts aus, denn ich bin vor allem deshalb beruhigt, weil ich merke, wie zielstrebig und konzentriert er in diesem Chaos, trotz geringen Wuchses, sofort ganz natürlich die Autorität und die Führung übernimmt. Ich folge

meiner Mutter und diesem zartgliedrigen krummen Mann, der laut Vater noch keine dreißig Jahre alt ist und doch einen gut erkennbaren Buckel hat. So etwas sieht man üblicherweise erst, wenn die Menschen vierzig Jahre oder noch älter sind, je nachdem, was sie gearbeitet haben. Und er ist doch wohl nie Landarbeiter oder Bergwerker gewesen? Hinter mir schnauft der Pfarrer die Treppe herauf, wieder leise vor sich hin schimpfend. Am liebsten würde ich mich umdrehen und ihn hinunterstoßen. Ich stelle mir dieses Bild mit einem lebhaften Lächeln im Gesicht vor und bekreuzige mich für diese schnell, ehe ich in Großvaters Schlafgemach eintrete. Der Respekt vor der Geistlichkeit ist dann doch ziemlich eingebrannt ob derart hämischer Gedanken. Man kann nie wissen.

Hohenheim zieht unter seinem Umhang einen prall gefüllten Lederbeutel hervor, öffnet die Halsschließe und wirft das große braune Tuch achtlos auf die Truhe vor dem Fenster. Den Beutel legt er auf den Tisch in der Mitte des Raumes. Er schlägt die Decke zurück und betrachtet die erschlaffte, graue Gestalt von Großvater im kurzen Nachtkleid lange, dabei geht er mehrmals um das Bett herum und murmelt vor sich hin. Das Gesinde raunt vor der Tür. Jacob hat sich so aufgestellt, dass außer Hohenheim, Mutter, Agnes die Zofe, Pfarrer Ignaz Tobler und mir, niemand hereinkommen kann. Und unser kluger Jacob hat Hohenheim offenbar ausführlich vom Pfarrer und seinen Ambitionen, alles an sich reißen zu wollen und dennoch feige gegen jegliche Obrigkeit zu sein, berichtet. Denn Theophrastus von Hohenheim gibt jetzt für diesen eine besondere Vorstellung vor dem anwesenden Publikum. Jedes Wort,

das Pfarrer Ignaz an ihn zu richten versucht, wird sofort mit erhobener Hand abgewürgt. Hohenheim würdigt ihn dabei keines Blickes. Ich durchschaue das und sehe ein leises Lächeln im gesenkten Gesicht meiner Mutter. Auch ich muss in mich hineingrinsen, verhalten, das ja, aber mit steigender Bewunderung für diesen klein gewachsenen Mann. Mutter fragt Hohenheim, ob er irgendetwas benötige. Dieser fordert eine Schüssel mit heißem Wasser, verschiedene Kräuter und saubere Tücher. Sie schickt Agnes in die Küche und bittet Jacob sich darum zu kümmern, dass alle wieder zu ihren Arbeiten zurückkehren.

Der Doktor schickt zudem den Pfarrer aus dem Raum und alle weg von der Tür, die geschlossen werden solle. Pfarrer Ignaz Tobler versucht noch ein letztes Mal mit lauter Stimme aufzubegehren. Dabei reckt er sich, um Hohenheim zu überragen. Doch da er selbst eher klein und untersetzt ist, verfehlt das eine imposante Wirkung. Der Doktor sieht ihn diesmal ernst und lange an und lässt sehr langsam, ruhig und bestimmt verlauten: "Dieser Mann auf dem Bett ist ganz offensichtlich an Apoplexia gestorben, dem Schlagfluss Gottes, und ich gedenke jetzt den Körper zu reinigen und genau zu beschauen. Dann erst kann man mit den Vorbereitungen für die Trauerrituale beginnen und er, der Herr Pfarrer, kann seinem *eigentlichen* Auftrag, der Vorbereitung von Begräbnis und Requiem, nachkommen. Ehrwürden müsse sich auch um nichts weiter bemühen, da es hier weder Sakramente zu spenden noch irgendwelche Gewissenfragen für einen Pfarrer zu ergründen gibt, *weil* keine Sünde oder gar ein Verbrechen vorliegt. Und das werde ich,

Theophrastus Bombastus Hohenheim, Doktor beyder Arzneyen, jedem bestätigen und schriftlich festhalten." Daraufhin legt Jacob seine Hand auf die Schulter des Herrn Pfarrer Ignaz Tobler, der mit hochrotem Kopf und offenem Mund Hohenheim anstarrt, dreht ihn mit Nachdruck um, schiebt ihn aus dem Raum und schließt energisch die Tür.

Mich ignoriert Hohenheim immer noch, doch ich bin einfach nur froh, dass er macht, was er macht und ich mich dadurch ruhiger fühle. Vor allem bin ich voll der Genugtuung über das gewonnene Machtspiel und den Hinausschmiss des Pfarrers. Mutter schließt die hohen Fenster und damit die vom Holunderduft getränkte Luft aus, das Licht wird durch die kleinteiligen Flachglasscheiben bräunlich mild und die harten Konturen auf Großvaters Gesicht werden weicher.

Nun scheint Hohenheim mich zu bemerken. Er setzt sich am Fußende von Großvaters Bett hin und winkt mich zu sich, betrachtet mich ausgiebig, was mich ordentlich durcheinanderbringt, wendet sich dann Mutter zu und meint, dass Vater wohl nicht übertrieben habe, dass seine Tochter ganz nach ihr käme, und zudem solle sie klug sein, was allerdings noch bewiesen werden müsse! Denn wenn ich wirklich so geschickt darin sei, Federstiele zu fertigen und auch noch schnell schreiben könne, dann würde er mich gerne für die nächsten Wochen als seine Schreiberin einstellen. Seine gebrochenen und geschienten Finger würden noch eine Weile zur Heilung brauchen und er gedenke die kommende Zeit zu nutzen und

endlich damit zu beginnen, dass alles aufgeschrieben werde, was sich in ihm schon so lange angesammelt habe.

Außerdem würde er sich freuen, mit Mutter über Ferrara zu disputieren, sei das doch ihre Heimatstadt. Er habe von Vater über ihre Herkunft und ihre profunde platonisch-humanistische Ausbildung bei einigen der besten Lehrer in Ferrara gehört. Deshalb sei er schon sehr gespannt, was sie über den großen Ficino Marsilio erzählen würde. In seiner Zeit als Student der Künste und der Medizin in Ferrara war dieser hervorragende Geist leider schon verstorben gewesen. Genauso neugierig sei er über Leonardo da Vinci, dem hohen Beispiel eines homo universalis und besonders von Giovanni Pico della Mirandola zu hören. Er beneide sie so sehr dafür, dass sie diese Männer gekannt habe und sogar die Nichte des großen Giovanni Pico sei. Denn in seinen langen Jahren der Wanderschaft und des Studierens sei für ihn diese neue, erfrischende und leuchtende Gedankenwelt des Humanismus, wie er in den italienischen Landen gelehrt wird, wahrlich ein Lichtblick gewesen. Das sei so ganz anders als die düstere Dumpfheit, die im Aberglauben nördlich der Alpen immer noch weiterleben würde und nur von ganz wenigen herausragenden Menschen in den letzten Jahrzehnten überwunden worden sei.

So viele Menschen würden immer noch auf falsche Magier hereinfliegen und nicht wahrhaben wollen, dass man selbst alles tun müsse, um zu lernen und dadurch zu erkennen und somit zu wissen, wie sich die Dinge wahrhaftig verhielten. Da müsse man nicht immer nur alles glauben und auf Blender hereinfliegen, die meist nur großen

Unsinn verbreiten würden. Zu wenig Bildung, zu wenig Neugierde sei bei den Menschen! Sie hätten zu viel Angst vor allem, was neu für sie sei und würden deshalb auf falschen Dingen beharren, weil sie einfach nur faul, einfältig, ja dumm seien. Dann müssten sie das Falsche auch noch mit Wut, Trotz und Gewalt verteidigen, nur weil irgendjemand sie dazu aufgestachelt hätte und diese armen Menschen für seine eigene Zwecke ausnützen würde, ohne dass die das überhaupt erkennen könnten! Man müsse halt von klein auf nach der Wahrheit suchen, nicht einfach denen nachplappern, die gut reden könnten, aber leider nichts wüssten. Er habe schon als kleines Kind die Pilger und Kranken im Siechenhaus beobachtet, dort wo sein Vater der Arzt gewesen war und seine Mutter alles mit den Leuten geregelt habe. Damals hätten sie noch in Egg an der Sihl gewohnt, nahe der Teufelsbrücke, über die ein bedeutender Pilgerweg zum Heiligtum unserer Lieben Frau, der schwarzen Madonna in der Klosterkathedrale in Einsiedeln führt, und dann vorwärts zum noch sehr, sehr, sehr weit entfernten Ziel in Santiago de Compostela. Mit sechs Jahren habe er Erkenntnisse für die Zukunft gehabt und gesehen, was erst geschehen würde. Da haben ihm prophetische Zeichen vom Schwabenkrieg berichtet, der dann auch tatsächlich eingetreten, und die Schweizer dadurch aus dem Reich ausgetreten seien. Auf einem Schlag sei sein Vater Wilhelm als Schwabe ein Ausländer gewesen und die Mutter leider schon seit einer Weile tot. Daher seien sie beide nach Österreich gezogen und sein Vater sei seither in Villach ein angesehener Arzt: *von kintheit auf hab ich die ding getrieben, und von guten underrichtern gelernt, die in der adepten*

*philosophia die ergrundesten warent und den künsten mechtig nach gründeten.
erstlich Wilhelmus von Hohenheim, meinem Vater, der mich nie verlassen hat.*

Hohenheim wendet sich wieder mir zu und meint, dass ich mich wegen seines Vaticinieren nicht zu fürchten bräuchte. Das sei eine Auguration, also eine Weissagung aufgrund einer natürlichen Bega-
bung, die er neben seinem Aussehen wahrscheinlich von seiner Mutter geerbt habe. Sein Vater sei nicht nur ein gescheiter, sondern auch sehr schöner Mann, von ihm habe er leider nur das Gescheit sein bekommen. Ganz fasziniert lausche ich diesem Mann, der in so kurzer Zeit so viel erzählt, dabei lispelt und ob der Geschwin-
digkeit, in der er spricht, sich immer wieder verhaspelt und ins Stot-
tern gerät. Das stört ihn offenbar in unserer Gegenwart nicht, aber beim Pfarrer hat er vorhin wohl deshalb so betont langsam gespro-
chen. Hinter ihm sehe ich den bleichen, fahlen Großvater liegen und ich frage mich, was der wohl zu alldem sagen würde.

Plötzlich stampft Hohenheim laut mit einem Fuß und ich schrecke aus meinem Staunen auf: Und was denkst du? Wirst du für mich schreiben, aufmerksam zuhören und alles genau wiedergeben?

Ich nicke nur und strahle meine Mutter an. Sie antwortet ihm, dass sich das sicherlich einrichten ließe und ich wirklich eine ausneh-
mend gute und schnelle Schreiberin sei. Dass sie für mich antwor-
tet, beschämt mich und ich komme mir dadurch ungeschickt vor,
so als könnte ich nicht für mich selbst sprechen. Daher sage ich mit beschlagener Stimme, aber laut vernehmlich: Ja. Gerne. Ja.

Er lächelt mich freundlich und weich an. Zum ersten Mal sehe ich dieses offen Liebevollen in der strengen Miene. Nicht nur in den

Augen, über das ganze Gesicht leuchtet es verschmitzt. Das würde ich noch oft zu sehen bekommen, wird mir in diesem Moment klar. Vielleicht habe ich ja auch diese augurische Gabe zum Vaticinieren? Es klopft und Agnes öffnet die Tür. Sie hebt die sichtlich schwere Schüssel mit heißem Wasser und den überbrühten Kräutern vom Boden hoch, ich eile zu ihr und nehme ihr die Tücher und eine Kanne mit weiterem heißem Wasser ab.

Agnes Heilmann.

Agnes fixiert den Doktor. Sie traut ihm nicht. Was sollte dieses kleine, verwachsene Männchen schon groß zur Beruhigung der Lage beitragen. Wie sollte dieser kleine Herr Doktor ihre Herrin, den Lehrmeister Max Theuer und Jakob Pawngartner den Verwalter unterstützen? Der Herr musste heimkommen, Christoph Ernholt musste vor alle hintreten und verkünden, dass alles seine Richtigkeit habe und weiterhin haben werde. Dann erst würden so Wichtigtuer wie der Pfarrer und auch manch hochwohlgeborener Herr aus den umliegenden herrschaftlichen Anwesen zur Räson gebracht. Agnes sieht in die Augen der Edlen Regina und sieht gelassene Zuversicht, zudem scheint Sophia alle Beklemmung abgelegt zu haben, also lässt auch sie ihre unbewusst angespannten und hochgezogenen Schultern erleichtert sinken. Und doch dominiert das Misstrauen - für alle gut erkennbar - immer noch ihrer Miene.

Agnes kannte das mit den Akademikern und Doktoren: Auf die war nicht viel Verlass, wenn man sie brauchte! Zu sehr waren sie in ihrem eigenen, abgehobenen Denken gefangen und verstrickt in allerlei Netzwerke! Zu schnell hatte sie erkennen müssen, dass sie nicht halten würden, was sie zuvor hochtrabend versprochen hatten! Sie sah noch klar vor sich, wie der Medicus von Wels, vor nunmehr über dreißig Jahren, ihren tapferen und über alles geliebten Ehemann zu Tode geheilt und durch seine Unfähigkeit Dinge in

Lauf gebracht hatte, die alles, wirklich alles für sie verändern sollten. Ihr Stefan war ein angesehener Ratsbürger und Meister der Druckkunst gewesen. Sohn des Andreas Heilmann, von dem er die erste Druckerei der Stadt wenige Jahre zuvor übernommen hatte. Dieser Andreas Heilmann war es, der auf seiner Wanderschaft als Geselle des Goldschmiedehandwerks bis hoch in die deutschen Lande gezogen war; dorthin, wo er kaum die deutsche Sprache mehr verstand, verwirrt hatte er festgestellt, dass sich die Dialekte alle paar Kilometer mehr und mehr veränderten, bis er erkannte, dass er nur ganz genau zusehen musste beim Reden und hinhören auf die wenigen Laute die tatsächlich anders waren. Da hatte er dann bald Freude daran und suchte immer und überall gesellig das Wort, die Wörter, das Gebrabbel und auch das geschliffene Wort in den bürgerlichen Zunftgesellschaften. Und dann war er nach Mainz gekommen und geblieben und wurde Geselle bei Jan Gensfleisch. Erst hatte er dem Meister geholfen bei der Herstellung von Handgießinstrumenten, denn mit diesen konnte man die einzelnen Drucklettern schnell und fein gießen. Sie hatten verschiedene Arten von Pressen gebaut bis sie zufrieden waren mit der Bedienung und den Ergebnissen. Eine Druckfarbe herzustellen, also eine Emulsion aus Leinölfirnis und Ruß war recht aufwendig gewesen, die hatten sie erst nach vielen Versuchen so hinbekommen, dass sie auf Papiere gedruckt werden konnte und nicht mehr verwischte.

Sie hatten sich mit befreundeten Handwerkern zusammengetan und diese folgten den Plänen des Jan Gensfleisch. Bald schon begannen sie mit ebensolcher Begeisterung zu experimentieren und

Neues zu probieren, hatten eine Papiermühle errichtet um zu guter Letzt verschiedene, geeignete Papiere für den Druck zu schöpfen. Von da an konnten sie Bücher drucken und es musste nichts mehr mit Hand kopiert werden. Das waren neue, ganz andere Zeiten, die da anbrachen!

Als sie die ersten perfekt gedruckten Blätter in Händen hielten, hatten sie tagelang gefeiert, von nun an konnten alle Worte auf ewig festgehalten werden, diese brauchten keine Stimmen mehr, um zu den Leuten gebracht zu werden; nur einmal ein gescheites Gehirn, das sie dachte und vorsprach oder mit Hand geschrieben hatte - jetzt musste man die Lettern nur mehr setzen und da waren sie die Worte, da blieben sie!

Also wurden allerlei Bücher im Auftrag, Kalender, Wörterbücher, Ablassbriefe und viele Einblattzeitungen gedruckt. Von überall kamen Leute, um das Verfahren kennenzulernen und alle waren begeistert über die Möglichkeiten, die das brachte. Vor allem die Ob- rigen, die endlich ein Mittel zur Verfügung hatten um ihre eigenen, ja so gewichtigen, Worte noch weiter zu verbreiten als zuvor möglich war.

Nach einigen Jahren in Mainz war Andreas Heilmann als Meister ausgezeichnet mit diesem Wissen, der Erfahrung und einem schwer bepackten Karren mit Pressen, Gerätschaften und Papieren nach Wels an der Traun zurückgekehrt und hatte seine eigene Druckerei eröffnet. Es sollte noch zwanzig Jahre dauern, bis Kaiser Friedrich, der ja allgemein immer als recht langsam bekannt gewesen war, der jungen Zunft das Wappen verlieh: einen Doppeladler, der rechts

ein Tenakel, also das Haltemittel des Setzers mit dem Divisorium, und links den Winkelhaken hält. Andreas Heilmann war Ratsbürger geworden und sein Sohn Stefan war ihm in allem gefolgt. Außer darin, dass er seine vom Wuchs kleine, zarte und nicht zu schöne Frau Agnes an seine Seite stellte und nicht wie allgemein üblich gut ausstaffiert und fesch gerichtet, hinter sich stehen ließ. Denn er bewunderte und liebte an Agnes, die er schon von klein auf kannte und die ihm zur Heirat vermittelt worden war, dass sie zwar ein zartes, aber ein zähes Gemüt hatte und vor Neugierde und Interesse sprühte. Mit ihr konnte der kräftige Stefan, der eigentlich eher einem Hufschmied glich, außer dass er die schönsten langen, schlanken Finger hatte, die Agnes je gesehen - und bei Gott! - gespürt hatte. Mit dieser Frau würde er alle seine Ideen umsetzen, dessen war er sich gewiss. Also war Agnes von ihm in die Kenntnisse des Handwerks eingewiesen worden und hatte im Betrieb mitgeholfen. Stefan hatte ihre Ideen und Vorschläge für die Herstellung der Jahreskalender übernommen und machte diese, trotz Widerspruch seiner Gesellen, zu Agnes' persönlicher Domäne. Sie hatte angeregt, dass nach jedem bedruckten Blatt ein leeres Blatt eingefügt sein solle, damit Platz für persönliche Notizen und Aufzeichnungen blieb. Es waren Mondkalender, in denen sie all jene Lostage festhielt, welche für Aderlass, Schröpfen und Purgieren günstig waren. Zudem fügte sie astrologische Empfehlungen hinzu, die darstellten, wann es ideal wäre, bei bestimmten Konstellationen zu jagen, zu fischen, Nägel zu schneiden, Holz zu fällen oder etwa zu heiraten. Dafür entwarf sie verschiedene Abbildungen, wie ein

stilisiertes Aderlass-Männlein, dessen Körperteile mit jenen Sternzeichen verziert waren, unter denen diese eben zur Ader gelassen oder geschöpft werden sollten; oder auch eine kleine Schere für die Tage, die gut zum Haareschneiden waren und im Laufe der Jahre noch viele derartige Zeichen mehr. Hierbei konnte sie ihr eigenes, persönliches Wissen einbringen, denn sie war wiederum von ihrem Vater in diese magischen Dinge eingeführt worden. Ihr Vater war eigentlich ein ehrenwerter, langweiliger, verstaubter Advokat im Brotberuf, aber er entstammte zudem einer langen familiären Reihe an neugierigen Astronomen und verbrachte viel Zeit damit die Berechnungsmethoden zu studieren und die Sterne zu beobachten. Er tat dies oft mit seiner Tochter Agnes, seinem kleinen, neugierigen Mädchen, dass stundenlang geduldig an seiner Seite verharrte. Damit gab er an sie weiter, was des Sohnes gewesen wäre, den er nie bekommen hatte. Also steckte er all dieses Wissen in Agnes und erfreute sich an den gemeinsamen Studien bis zu seinem Tod. Stefan und Agnes druckten die Kalender und Libellen nicht nur, sie hatten Leute angestellt, die all die Blätter in Leder banden, auf dessen Einband nur die Jahreszahl und in kleinen Lettern *Agnes und Stefan Heilmann* gestanzt war. Sie waren mehr als erfolgreich mit dem Verkauf dieser Kalender und Libellen, da diese besonders gerne zu Weihnachten und für jedes neue Jahr verschenkt wurden, bis weit über Wels hinaus, nach Linz, Wien, Salzburg und Innsbruck.

Außer den drei Gesellen und den Zuarbeitern hatten sie den Lehrling Jeremias, den Agnes wie als Ziehsohn umhegte und liebte,

waren sie doch selbst nicht mit Kindern gesegnet. Nun würde das auch in Zukunft nicht mehr geschehen, denn niemals würde Agnes andere als die geliebten Hände ihres Stefan an ihren Körper lassen. Und zum Glück hatte sie die Gabe sich so weit in die Erinnerung versenken zu können, dass sie seine Finger immer noch spürte, sobald sie dies brauchte und wollte.

Damals war sie verbittert über ihr Los, aber dankbar für die Unterstützung durch die Zunft, die ein große Begräbnis ausgerichtet hatte. Ein ehrenwerter Ratsbürger und Mann war verloren, und die Gesellschaft dadurch ärmer. Das war bei den Reden gesprochen worden und vertiefte ihre Trauer bei den persönlichen Beileidsbekundungen, da jedes einzelne gemurmelte Wort ihren ganz eigenen Verlust nur noch schmerzhafter bewusst machte. Es war so schwer gewesen diese dumpfe Zeit durchzustehen, auch wenn beschlossen worden war, dass sie den Betrieb weiterführen könne. Dann aber wurden die Bedingungen genannt und bis auf den Nürnberger Gesellen Lochner durfte kein weiterer, besonders nicht ihr Ziehsohn Jeremias Gotthelf, bleiben.

Jeremias war wenige Monate vor dem Tod ihres Stefan in der Freisprechungszeremonie vom Lehrling zum Gesellen aufgestiegen. Der Meister und sie waren so stolz gewesen und hatten die Feier mit dem Gautschen zu einem freudigen und lustigen Ereignis werden lassen. Agnes und ihre Freundinnen hatten schon Tage davor ihren Köchinnen den Auftrag gegeben zu backen und so waren neben den Fässern mit Bier und Wein so viel Leckerei aufgetragen worden, dass nicht einmal die vielen geladenen Gäste diese

aufessen konnten. Gefreut hat das die Dienstboten und Nachbarn, die die opulenten Reste im Anschluss bekommen hatten. Bei der wichtigen Zeremonie hatten die Gesellen Jeremias in der Bütte im kalten Wasser untergetaucht mit den Worten:

Von Gutenbergs Gnaden thun wir Jünger Gutenbergs zu Wels jedem unserer Kunstgenossen kund und zu wissen, dass der Jünger der wohledlen Buchdruckerkunst Gotthelf, Jeremias, nach altem Brauch und Herkommen heut mit Zuziehung der Gesellen unt benamster Offizîn die Wassertauf ad posteriora erhalten hat und damit in sämtliche uns von dem Kaiser Friedrich III. verliehenen Rechte und Privilegien eingeführet ist. Kraft derselben gebieten wir allen unseren Kunstgenossen oben benamsten Jünger Gutenbergs als ehrbaren Schwarzkünstler und rechtmäßigen Gesellen anzuerkennen.

Das war die letzte freudvolle Feier, die sie alle gemeinsam begehen konnten, kurz danach war ihr geliebter Mann Stefan erkrankt und nur knapp einen Monat später verstorben. Und kein Medicus oder Doktor hatte ihm auch nur irgendwie helfen oder die Schmerzen nehmen können.

Es war erst wenige Wochen her, dass Agnes auf Sophias drängende Fragen hin, über ihre Zeit als Bürgerin von Wels, als angesehene Meisterin, als junge Frau und dann als Witwe erzählt hatte. Über ihren großen Verlust, den Tod ihres Mannes, aber vor allem auch über den Abschied von ihrem geliebten Jeremias Gotthelf, der danach sehr erfolgreich seinen Weg gegangen war und sein Glück, allerdings viel zu weit weg, in Augsburg gefunden hatte. Er blieb jedoch Agnes so sehr verbunden, dass er ihr seit nunmehr fast

zwanzig Jahren jedes Jahr vor Weihnachten, zu ihrem Geburtstag am 24. November, ein Paket und einen sehnstüchtig erwarteten Brief schickte. Und immer auch ein von ihm gedrucktes und gebundenes Buch, ein so wertvolles Geschenk, dass Agnes diese Kostbarkeiten in einem besonderen Schrank in der Bibliothek der Veste aufbewahrte. Alle bestärkten sie darin, dass Jeremias dies nur täte, weil er voll Dankbarkeit für seine Zieheltern und vor allem für Agnes Liebe sein müsse. So wurde ihr auch immer wohlilig in der Brust, wenn sie diese Schätze in ihren Händen hielt und seine Briefe zum wiederholten Mal las, immer erspürte sie Jeremias und vor allem zugleich auch ihren Mann Stefan so intensiv, als ob das Leben, das sie vor langer Zeit verloren hatte, doch gleichzeitig weitergelaufen wäre. Dann sah sie sich in ihrer Druckerei bei Kerzenlicht arbeiten und spürte seine Hände auf ihren Schultern, ihren verspannten Nacken kneten und hörte Jeremias rufen, dass sie endlich kommen sollten, die Suppe würde doch kalt werden, wenn sie noch länger warten müssten. Diese Momente, ja diese fast körperlichen Empfindungen zögerte Agnes dadurch so lange wie irgend möglich hinaus, indem sie sich in ihr Schlafgemach ein- und die Ohren und Augen gegen ihr Umfeld aussperrte. Alle wussten darum und achteten darauf, dass sie nicht, auf gar keinen Fall und überhaupt nicht, gestört werden dürfe.

Nun, vor genau drei Jahren hatte Jeremias ihr von Philipp Melancthon und Martin Luther geschrieben, wie begeistert er sei und Feuer und Flamme für diesen frischen Zugang zur verkommenen Kirche. Er schickte ihr die Zusammenfassung von Luthers 95

Thesen und den Sermon von Ablass und Gnade, diese Bücher hatte er schon vielfach gedruckt, sie waren auf Messen nicht nur bei den Lutheranern heiß begehrt. In Agnes Augen waren diese Thesen eine verstörende Angelegenheit. Auch wenn sie sich unwohl fühlte, musste sie sich eingestehen, dass schon Wahres herauszulesen sei und die Weisheiten in manchen Argumenten so einleuchtend. Jedenfalls war Agnes nicht sofort - ganz papistisch geprägt - abgestoßen, denn auch einige der Gäste auf der Veste disputierten offen über diese Thesen und würden da wohl ähnlich denken wie Jeremias. Besonders die ehrenwerte Dorothea Jörger von Tollet erzählte immer vom Martin Luther, und wenn diese Familie so respektvoll diesen Gedanken gegenüber sei, musste das ja eine Bedeutung haben. Zudem hatte sie gehört, dass unter den Salzarbeitern im benachbarten Ort Stadl viele Anhänger der Reformatorischen sein würden.

Agnes Heilmann war also früh Witwe geworden und ihr Ziehsohn Jeremias noch zu jung, um mit ihr den Betrieb zu übernehmen. Um ein Meister zu werden, musste jeder Geselle für einige Jahre unterwegs sein und Erfahrungen sammeln. Es war ihr unendlich schwergefallen, ihn weggehen zu lassen und als Jeremias kurz nach dem Begräbnis von Meister Stefan Heilmann aufbrechen sollte, rief sie ihn zu sich. Sie zeigte ihm die lederen Rucksäcke für die Handwerksesellen auf der Stör, den ihres Mannes und den des Vaters ihres Mannes, Andreas Heilmann, ihrem Schwäher. Stefans Mutter hatte einst das wunderschöne Wappen des Kaiser Friedrich auf sein Felleisen gestickt, als dieser in jungen Jahren als Geselle zur

Wanderschaft aufgebrochen war. Dann holte Agnes gefasst, aber sichtlich bewegt mit großen feuchten Augen einen Rucksack hervor, den nun sie mit dem Wappen der Druckerzunft und dem Namen *Jeremias Gottbelf* bestickt hatte, und der mit Metallstäben kunstvoll verschlossen werden konnte, genauso wie Stefan Heilmann dies raffiniert und doch einfach entworfen hatte. Sie überreichte das Felleisen feierlich an Jeremias und sagte mit gebrochener, rauer Stimme, dass der Meister und sie diesen vorbereitet hätten, damit Jeremias auf seiner Wanderschaft alles Nötige an Geräten dabei habe und dass er nun diese Tradition fortsetzen solle und doch bitte wieder zurückkommen, auch wenn sie nicht wüsste, was die Zukunft bringen würde - ihr und der Druckerei in Wels an der Traun. Also war Jeremias fortgegangen und sie hatte gegen das Gefühl der nasskalten Leere und der unsäglich tiefen Trauer zu kämpfen. Vor allem musste sie ein Jahr lang diesen widerlichen Gesellen Lochner ertragen, der ihr zu Seite gestellt worden war. Das war die Bedingung der Zunftbrüder gewesen. Und auch wenn die Zunft ihr bevorzugt Aufträge zukommen ließ, wurde sie immer unglücklicher mit diesem Mann, der sie unentwegt bedrängte und vor dessen kalten Augen sie Angst hatte. Aber der Lochner getraute sich niemals zu weit zu gehen, denn zweimal in der Woche kam der Innungsmeister Nikolaus Aicher zur Überprüfung des Betriebes und genau dieser Freund ihres Mannes war der einzige Lichtblick in dieser schweren Zeit. Denn er nahm meist seine Frau Amalia mit und da sie sich alle vier schon von Kindheit auf kannten, und während der glücklichen Jahre mit ihrem Mann viel Zeit miteinander verbracht

hatten, sprach Nikolaus mit dem Lochner ernste, harte und klare Wort. Das hielt diesen meist im Zaum, solange bis es dann doch wieder zu viele Biere nach Feierabend waren und er nur durch die verschlossene Tür davon abgehalten werden konnte in Agnes Schlafgemach einzudringen. Da waren dann die Erinnerungen der einzige Trost für Agnes und zugleich wurden ihr schmerzhaft bewusst, dass dies alles unwiederbringlich verloren sei. Seit dieser Zeit hatte sie sich eine Technik zugelegt, mit der sie vergangene Momente in ihren Tagträumen lebendig werden lassen konnte. So begann sie früh Pfeife zu rauchen, um durch diesen Duft mit allen Sinnen einzutauchen in ein der Vergangenheit ideales Bild: die Männer Pfeife rauchend mit ihren Weingläsern in die Bibliothek zurückzogen, um als Bürgerräte der Stadt Wels über die vielen anstehenden Aufgaben zu beraten, während sie sich, eingehüllt in die süßlichen Tabak Rauchschwaden aus der Bibliothek, mit Amalia angeregt unterhielt, an deren kleiner, hübschen Tochter Ursula erfreute und Pläne für die Zukunft schmiedete.

Dann als dieses Unglück über Agnes gekommen war, war es Amalia Aicher, die Agnes bei ihrer Trauer als junge Witwe über den Verlust getröstet und ihr mit liebevoller Geduld zugehört hatte. Als ihr künftiges Leben immer mehr eine erschreckende Gestalt annahm, sprach sie ihr Mut zu, sich gegen den Lochner durchzusetzen und durchzuhalten.

Nach einem Jahr drängte der Zunftbrat Agnes Heilmann den Gesellen Lochner zu heiraten, denn nur ein verheirateter Geselle konnte in die Zunft aufgenommen werden. Und sie habe ja bewiesen, dass

sie als angesehene Meisterin den Haushalt und den Betrieb so vorbildlich führen könne.

Aber diese Zukunft, diese vermaledeite Aussicht, Frau des Lochner zu werden, schmetterte Agnes regelrecht nieder und wenn nicht Meister Nikolaus Aicher und seine Frau Amalia ihr beigestanden hätten, wäre sie damals im Winter vor dreißig Jahren *nie* diesem schrecklichen Zwang entkommen.

Sie hatten Agnes an den Edlen Freiherrn Chunradus Ernhold von Neytharding vermittelt, dessen Frau Helene erst kurz zuvor im Kindbett gestorben war und der daher dringend eine Hausverwalterin und Kinderfrau für seinen damals neunjährigen Sohn Christoph brauchte. Als Witwe musste Agnes einen Vormund haben, um ihren guten Ruf zu wahren, dazu war der jetzt verstorbene Chunradus Ernhold bereit. Also bekundete sie vor dem Zunfrat, dass sie auf eine Abfindung aus dem Betrieb verzichte und sogar auf das Bürgerrecht, sie packte ihre Kleidung, Schmuck und Hausrat in fünf Truhen und verabschiedete sich aus dem Leben in der Stadt und dem Bürgertum.

Und sie tauchte in diese neue Welt ein, die geprägt war von Kinderlachen und Geschrei, denn von da an erlebte sie das Heranwachsen des kleinen Sohnes Christoph und des Ziehsohnes Jacob Pawngartner. Die beiden Knaben konnte sie ab da lieben und umhegen, wie zuvor ihren Lehrling Jeremias.

Chunradus Ernhold übernahm die harte, strenge Erziehung, die alle jungen Buben erwarten konnten, sie durfte verwöhnen und trösten, solange die beiden das mit ihrer Ehre als wahre Männer zulassen

konnten, letztendlich also bis zum heutigen Tag. Christoph und Jacob erhielten alle nur erdenkliche und für den Ritterstand eigentlich noch unübliche Bildung durch den noch sehr jungen, aber äußerst intelligenter Scholar und Lehrmeister Max Theuer. Auch den schloss Agnes ins Herz, auch wenn sie besorgt war, wohin das mit der ganzen Bildung noch führen würde. Und recht hatte sie behalten, denn Christoph kam mit vierzehn Jahre in den Hofstaat des Kaisers und es war wieder an Agnes ihn all die Jahre zu vermissen, während dieser bis hinauf nach Burgund unterwegs gewesen war.

Dann reisten Christoph Ernhold und Max Theuer auch noch über die Alpen nach Ferrara zum Studium an die Universität und Agnes musste wieder Abschied nehmen und loslassen. In Ferrara lernte Christoph die Edle Regina Pio di Carpi kennen und auch noch lieben, was für Agnes einem Desaster gleichkam, wo er doch *endlich* heimkommen und wieder auf der Veste in ihrer Nähe leben sollte. Überglücklich war sie, als Freiherr Chunradus Ernhold sie gemeinsam mit Jakob Pawngartner zur Hochzeit nach Ferrara mitnahm, und sie dann durchgesetzt konnte in Italien zu bleiben.

Agnes musste alles immer wieder und mit den Jahren ausführlicher Sophia beschreiben, und ließ keinen Zweifel daran, dass sie es keinen einzigen Atemzug bereut habe, von einer in der Bürgerschaft angesehenen Meisterin, von der Verwalterin des Hofes der Ernhold zur Zofe von Sophias Mutter, der neuen Herrin Regina, zu werden. Auch als Sophia insistierte, warum sie das so und nicht anders gemacht hätte, da es doch ein gesellschaftlicher Abstieg gewesen wäre. Agnes sah Sophia nachdenklich, liebevoll und lange an und

meinte, dass sie ihre Bestimmung gefunden habe, indem sie sich immer vor Augen führte, wie ihr tatsächlicher Stand, ihr Leben und die Entscheidungen, die sie zu treffen habe, aussehen könnten, dann habe sie diese Bilder und Visionen damit abgeglichen, wieviel Zufriedenheit und Glück sie allein bei der Vorstellung verspürt habe. So war sie zum Beispiel in den sieben Jahren in Italien anfangs zwar noch unsicher, aber mit der Zeit immer glücklicher, in der Nähe ihres geliebten Ziehsohnes Christoph gewesen. Recht bald schon habe sie auch Regina Pio di Carpi lieben gelernt, die eine so schöne und feine Frau sei, ebenso wie deren Mutter Catharina, die wiederum eine wahrlich respekteinflößende große Frau sei. Aber ohne jedes Ressentiment hatten diese beiden sie ganz natürlich in ihre Familie eingebunden, nicht als im Dienst stehend, nein, ganz so wie eine wahre Blutsverwandte. Sie war wie eine echte Großmutter bei allem dabei, vor allem auch als die Kinder Lucas, Nikolaus und Sophia geboren wurden, was Gottseidank immer gut gegangen ist. Nie habe es an irgend etwas gemangelt und jeden Abend hätte sie zur Sicherheit nicht nur an Gott, sondern auch an die Göttin Maria und an das Leben als solches gebetet und sich bedankt. Insbesondere als sie vor nunmehr schon fünfzehn Jahren alle zusammen endlich wieder nach Österreich ob-der-Enns heimgekehrt waren. Was für eine Reise, was für Gefahren und wie aufregend dies war!

Nach der Rückkehr aus Italien führte Agnes Heilmann wieder den Haushalt, half der Edlen Regina und Jacob Pawningartner in der Verwaltung, wann und wo immer sie gebraucht wurde, und sah weiter

auf ihre Enkelkinder. Als Tochter eines Advokaten, der dem Welser Ratsbürgerstand angehört hatte und als junge Frau des Stefan Heilmann, waren ihr natürlich alle Rechenarten bekannt und Schreiben konnte sie sehr gut, wenn sie dies auch recht selten tat, mehr liebte sie das Lesen in den wenigen freien Minuten. Immer wieder bewunderte sie die Edle Regina und beobachtete, wie diese mit ihren Kindern las, schrieb und sich in der *ihr* fremden Sprache Latein unterhielt. Zugleich war sie stolz darauf, dass sie sich in den Jahren bei der jungen Familie in Ferrara auch recht leidlich das italienische *Vulgare* angeeignet hatte und so konnte sie, mit fast verschwörerischer Freude, an den italienischen Unterhaltungen mit Sophia und Regina teilnehmen und allerlei heikle Dinge ausdisputieren, im Wissen, dass, wer auch immer sie dabei belauschten würde, sie nicht verstehen könnte. Vielleicht einige der aus Italien mitgekommenen Dienstleute, aber die sahen alles, was in ihrer Sprache beredet wurde, als ein zu bewahrendes Geheimnis an, nie würden sie die Inhalte in dieses derbe Deutsch übersetzen. Hüten würden sie die Worte, als wären sie Kostbarkeiten, Erinnerungen an eine ferne Zeit, die nur ihnen gehörte und die sie demnach auch in ihrer eigenen *visione del mondo*, wie bei den Ornamenten mit den Fischblasen, verschlossen hielten.

Agnes war eine langsam gealterte, aber glückliche und zufriedene Frau und immer noch dankte sie jeden Abend ihrer Dreieiligkeit: *Gott, Göttin und Leben* dafür, bei diesen Menschen, ihrer Familie zu sein. Und noch mehr bedankte sie sich dafür und schätzte sich glücklich, nicht ein Leben an der Seite des Lochner geführt haben

zu müssen. Denn manchmal kamen ihr auch solche Bilder in den Sinn, als wäre ihr Leben wo anders hin abgebogen. Lange haderte sie mit diesem Leben, dass es ihr den Mann genommen hatte, aber mit den Jahren vergab Agnes ihm, denn es ließ sie letztendlich doch den bestmöglichen Weg nehmen, dessen war sie sich gewiss:

Nun, ich bin am glücklichsten, wenn ich gebraucht werde von Menschen, die mich brauchen und vor allem auch verdienen! Es gibt nichts Schlimmeres als sein Leben an Menschen zu vergeuden, die keinen Respekt und keine Liebe für einen empfinden. Und all mein Tun gibt mir gleichzeitig auch die Gewissheit, in meinem Leben Sinnvolles zu machen, sagte sie zu Sophia und diese umarmte sie stürmisch und meinte: Ja, das stimmt, das muss stimmen! Für mich bist du die Nonna und ich kann mir nicht vorstellen, dass es einen Unterschied gibt zu einer im Blut verwandten Großmutter!

Agnes meinte noch mit einem Zwinkern, dass ihre Stellung als Zofe ja eine wäre, die in allen gehobenen Kreisen eine sehr ehrenwerte sei, denn eigentlich könnten nur Frauen aus dem höchsten Adelstand Beraterinnen und Begleiterinnen von Königinnen und Erzherzoginnen sein. Und Regina Pio von Carpi entstamme immerhin einem Fürstengeschlecht!

Jetzt, nach dem Tod des Freiherrn Chunradus Ernhold, jetzt ist Agnes zum ersten Mal angst und bang und sie weiß nicht mit Sicherheit, wie mit den Ereignissen umzugehen ist. Außer dem Verwalter Jacob Pawningartner, dem Lehrmeister Max Theuer und die vielen Knechte, sind alle wirkmächtigen Männer aus dem Haus: Christoph

Ernhold am Reichstag in Worms, Lucas in Freiburg und Nikolaus in Ferrara an der Universität. Daher empfindet sie nun persönlich eine heilige Verpflichtung mit all den Erfahrung ihres langen Lebens und als ehemalige Meisterin die Frauen dieser Familie zu schützen und zu behüten! Mit Misstrauen betrachtet Agnes Theophrastus Hohenheim.

Jedenfalls sollte sich dieser *Doktor der beyden Arzneyen* nicht so einfach hier einnisten! Sie würde ihn im Auge haben, ganz genau und überall!

Gemeinsam mit Hohenheim wäscht sie den hageren, erstarrten Körper von Chunradus Ernhold von Neytharding, dem nun nicht mehr gestrengen Herrn des Hauses, der zu Schlimmem fähig gewesen war und so manche niederen Frauen des Hofes, allerdings nicht sie persönlich (das hat er nicht gewagt) zur Befriedigung seiner männlichen Gier benutzt hatte. Sie hat zu ihrem Entsetzen auch den Verdacht, dass er sich möglicherweise an Sophia vergangen habe, als diese noch sehr klein war. Sie weiß es nicht sicher und hat erst viel zu spät durch die Köchin Maria von den Gerüchten erfahren. Und das würde sie sich nie verzeihen können, es war doch ihre Aufgabe die junge Freiin Sophia von solchen Dingen fernzuhalten. Aber sie hat es einfach nicht gesehen und im Laufe der Jahre dann immer den Blick mit Abscheu auf den nun Toten gerichtet und immer noch nichts gesehen. Zudem hat sie mit der Zeit hilflos aufgeben müssen, weil die lebensgierige Sophia so viele Stunden am Tag allein unterwegs gewesen ist, wo auch immer. Daher dankt sie nun leise ihren drei Anbetungswürdigen, dass das nun vorbei sei und sie

wünscht Chunradus Ernhold von Neydharting Glück, wo immer er wäre, damit er auch dortbliebe und nicht zurück ins Haus käme! Geschickt und unaufgeregt hilft sie unter der Anleitung des Doktors, reibt den Leib mit Tüchern und Kräutern trocken, massiert die Gelenke, während Hohenheim diese beugt und streckt, damit sie ihm trotz der Starre sein Totenhemd überziehen können und die Hände falten. Sie zieht die Laken glatt, rafft alles resolut zusammen was an beschmutzter Wäsche und Lappen im Raum verteilt herumliegt und bedeutet Sophia mit dem Hochziehen einer Braue, die Tür zu öffnen.

Regina und Sophia Ernhold stellen zwei Totenkerzen und das große Kruzifix aus der Kapelle auf einen kleinen Tisch am Fußende des Bettes, sie zünden das Räucherwerk in der Schale an und öffnen wieder die Fenster.

Requiem

Wir gehen in einer langen Prozession von der Wasser Veste zur Kirche in Widemsbach, den Hügel hoch, vorbei an unserer Taverne und am Wehrgraben des Jagdschlusses der Familie Aspan Lamprecht. Diese schließt sich dem Zug ganz vorne an, gleich nach den engen Freunden von Chunradus Ernhold - Abt Michael Leroch und Hofrichter Michael Oberhammer aus Lambach.

Außer den Mitgliedern der Pfarrgemeinderäte von Neythardting, Kißlwang, Aichet, Büring, Au, Hag und Frahamb, sind weitere ehrenwerte Vertreter aus den Räten in Gmunden und Kammer, sowie viele Rossbauern und Fuderführer von Stadl, in den langsam dahinschreitenden Zug eingereiht. Pfarrer Ignaz Tobler geht hochehrbaren Hauptes, stolz und zufrieden voran.

Ich folge dem Sarg meines Großvaters und erinnere mich, in dieser dumpfen Stimmung monoton den Rosenkranz betend, an die Zeit vor nunmehr sechs Jahren. Damals ist Vater bereits seit einigen Jahren als Berater im Stab des Kardinals Matthäus Lang viele Male mit dem Erzhumanisten Jan Cuspinian in Wien gewesen, der schon mit siebenundzwanzig Jahren zum Rektor der Universität berufen worden war. Gemeinsam mit diesen honorigen Menschen ist Christoph Ernhold mit der kaiserlichen Order Maximilians ausgestattet worden, ein raffiniertes habsburgisch-jagellonisches Heiratsprojekt zu verhandeln - ein wahrlich kompliziertes Unterfangen, was geglückt

war. Mit der Ratifizierung der Verträge ist die Donaumonarchie nach den Wünschen des Kaisers gesichert worden. Es ist zu einer Einigung und zu Verträgen über eine Doppelheirat gekommen. Der neunjährige Ludwig von Böhmen und Ungarn ist mit der zehnjährigen Maria von Österreich getraut worden, ebenso wie der schon hoch betagte Kaiser Maximilian, als Stellvertreter für seine Enkel - entweder Karl oder Ferdinand - mit der zwölfjährigen Anna von Böhmen und Ungarn. Die Zeremonie ist mit einer pompösen Hochzeitfeierlichkeit und einem mehrere Tage dauernden Fest besiegelt worden, bei dem alle Fürsten des Reiches und der Nachbarländer sich in Wien zum Kongress einfinden haben müssen.

Mit meinen damals elf Jahren habe ich gebannt Vaters Erzählungen gelauscht. Ich habe mich selbst als Prinzessin auf dem Weg zur Vermählung gesehen. Das würde ja bedeuten, dass ich wie Vater und Mutter eine Familie mit Kindern hätte und einen eigenen Hof führen würde, nur viel prächtiger als Königin an der Seite Karls; der Name Ferdinand gefiel mir nicht so gut, der Name Karl hingegen wäre kurz und stark und prägnant! Tatsächlich sollte es Ferdinand sein, der viele Jahre später Anna von Böhmen und Ungarn heiraten würde. Mutter ist zu jener Zeit oft mit Vater auf Reisen gewesen und ich habe gestaunt über die prachtvollen Kleider, die sie zu Hause für die Feierlichkeiten in Wien unter fachkundigem Blick von Agnes vorbereitet hat. Wie aufgeregt bin ich damals gewesen bei der Vorstellung, dass ich im gleichen Alter wie die Königskinder sei! Mit welcher Neugierde habe ich diese Welt kennenlernen wollen!

Nun, jetzt sind wir hier und ich folge dem Sarg meines Großvaters. Mich überkommen nicht nur Erinnerungen an diese Zeit, nein ich fühle mit meinem ganzen Körper, rieche und vermeine sogar zu hören, was ich damals gespürt, gerochen und gehört habe.

Ich wache aus einem unruhigen Schlaf auf, langsam und verwirrt. Es kribbelt zwischen meinen Beinen und ich merke, dass ich wieder feucht und klebrig bin, etwas mit dem ich schon seit einiger Zeit in manchen Nächten aufgewacht bin, ohne je etwas damit anfangen zu können. Ich liege in meiner Schlafkoje im Schlafzimmer meiner Eltern, der Vorhang ist zur Seite geschoben und ich sehe ihn: Unverkennbar an seiner Nase im Profil im Gegenlicht des Mondes, welches durch das große Fenster scheint, steht Großvater zwischen dem Kastenbett und dem überdachten Bett meiner Eltern. Mutter ist mit Vater am Kongress in Wien. Nur ich bin im Raum und Großvater, der verhalten schwer atmet. Ich spüre, wie er seine Hand unter der Decke wegzieht und sich leise keuchend abwendet, er geht an der Eltern Bett vorbei und verlässt unsere Kemenate. Mit meiner kalten Hand fasse ich zwischen meine Beine und fühle den heißen Knopf am Anfang meiner Heimlichkeit. Ich wische das Warme, Feuchte und Klebende mit den Fingern ab und rieche daran. Es fühlt sich eigenartig an, fremd und neu und etwas beunruhigend, aber auch wohlig gut. Doch bevor ich zu viel darüber nachdenken kann, bin ich wieder eingeschlafen.

Der Trauerzug stoppt vor der Kirche, die Totenglocke läutet, der Pfarrer erhebt seine Stimme zum Lamento des Kyrie-Rufs den die meisten Anwesenden nur lautmalerisch passend erwidern. Es sind die tiefen Stimmen der Männer, allen voran die des Abtes und des Pfarrers, die mit der neunfachen Wiederholung der Anrufung eine

tiefe Ruhe über mich kommen lassen:

Kyrie eléëson, Herr erbarme Dich.

Als ich am nächsten Tag aus meinem Kastenbett, über die kleine Leiter, herabkletterte, noch verschlafen über den kalten Holzboden tapse und dann beim Waschen ganz verträumt die Finger in meine Heimlichkeit stecke, kreischt Agnes entsetzt auf und schlägt mir ins Gesicht. Sie schreit mich an, das ja nie wieder zu tun, dass sei Sünde und ich müsse es dem Pfarrer beichten. Noch nie zuvor und nie nachher habe ich sie so erlebt. Sie meint, dass nur die Bauern so schamlos seien, nur bei diesen sei es üblich, dass fremde Männer, wie Weiber, in den Badestuben oder auch in der ein oder anderen Mühle, ganz nackt zusammen seien und da Dinge täten, über die man als wohlgeborener und gebildeter Mensch nicht sprechen solle. Also knie ich einige Tage später auf der Holzbank in der Sakristei. Hinter dem einfachen Holzgitter sitzt der Pfarrer auf einem Lehnstuhl und ich muss ihm alles genau beschreiben, weil er wegen Gott ja alles wissen müsse. Er atmet schwer und verordnet mir einen ganzen Rosenkranz, damit die heilige Jungfrau mich wieder frei von dieser Sünde mache. Die folgenden Nächte versuche ich wach zu bleiben, um nur ja nicht zu verpassen, wenn Großvater wieder kommen würde. Ich bin neugierig, was genau er da an meinem heimlichen Ort macht. Es ist irgendwie schon recht eigenartig, geheimnisvoll befremdlich und irritierend - aber Großvater ist der Edle Herr - was er macht, kann nur richtig sein! Und ich weiß, dass er mich liebt. Warum Agnes so reagiert hat, ist nicht wirklich zu verstehen und es beunruhigt mich ein bisschen, denn auch sie liebt mich. Das mit der Beichte und den bobrenden Fragen des Herrn Pfarrer finde ich wirklich unangenehm, warum macht er so viel Aufhebens wegen der Sache - Gott liebt mich doch, so wie er uns Christenmenschen alle liebt. Tagsüber kann ich nichts an Großvaters Verhalten

erkennen, er sieht mich kaum an, wenn ich in seiner Nähe bin, so als wäre gar nichts Besonderes gewesen, was wiederum mein Gemüt beruhigt. Nun, er sieht eigentlich alle Frauen, auch Mutter und Agnes selten wirklich an, außer er erfreut sich an unserer Anwesenheit bei der Jagd oder bei gesellschaftlichen Anlässen.

Wir treten langsam durchs Kirchtor in den mit Weihrauch gefüllten hohen Raum, was meine dumpfen, schwülen Gedanken und Gefühle verstärkt und die Augen tränen lässt. Wir schieben uns in die engen Holzbänke, die erst vor wenigen Jahren aufgestellt worden waren, jeder an seinen angestammten und mit polierten Plaketten versehenen Platz. Das Gesinde und die Nachbarn zwingen sich ebenfalls in die Kirche und stehen gedrängt bis hoch in den Turm. Außer dem Rücken würden wir wenig von Pfarrer Ignaz zu sehen bekommen, so ist das mit den Messen. Dafür ist sein prachtvolles Gewand hinten mit vielen Bildern wundervoll bestickt, die man bestaunen kann, während man eigenen Gedanken nachhängt. Es ist auch für die des Latein mächtigen Leute nicht einfach, seinem Gemurmel zu folgen, neben all dem Hüsteln und Geraune. Pfarrer Ignaz eröffnet die Messe mit dem *Introitus*. Heute nach so vielen Jahren muss ich lächeln beim Gedanken, dass ich früher als heimlichen Ort bezeichnet hatte, was eigentlich *introitus vaginae*, die Öffnung des weiblichen Geschlechtsorgans, bedeutet. Vielleicht sollte ich das demnächst bei einer Beichte unserem guten Pfarrer Ignaz unter die Nase reiben?

Er singt laut und kräftig Psalm 116, Vers 9: *Placebo Domino in regione*

vivorum – Ich werde dem Herrn gefallen im Land der Lebenden. So im Nachhinein kann ich die Ironie der bedeutsamen Worte erkennen, die über den nun wieder geöffneten Sarg des Großvaters hallen.

In vielen Nächten schlafe ich immer wieder ein, obwohl ich nicht verpassen will, was Großvater mit mir macht. Irgendwie ist das auch gut so, denn dann muss ich, wenn ich merke, dass ich wieder nass zwischen den Beinen bin, nicht beichten und Agnes muss nicht schimpfen. Doch dann ist da die Nacht, in der ich im Halbschlaf bemerke, wie sich seine Hand unter die Decke, unter mein Hemd und zwischen meine Schenkel windet. Ich habe ihn nicht kommen gehört. Die Hand tastet nach meinem glatten Hügel und die Finger reiben langsam und sacht zwischen den Lippen mitten in meine Heimlichkeit, und dann immer drängender auch am kleinen Knopf ganz vorne. Im Gegenlicht des Nachthimmels sehe ich, wie er seine Finger, die er leider dabei wegzieht, in seinen Mund steckt, schmatzt und dann aber mit den speichelnassen Fingern wieder zwischen meinen Schenkeln reibt und langsam in meinen heimlichen Ort hineindrängt, ganz wenig nur, aber ich zucke und winde mich, er reibt weiter, bis ich mich verkrämpfe und erschrecke, weil heiß und wohlig Wasser aus mir rauskommt. Ich habe Angst, dass ich ins Bett gemacht habe und Agnes mich am nächsten Morgen dafür schimpfen wird. Ich höre sein verhaltenes Stöhnen und Keuchen und sehe ihn eigenartig zittern und wackeln, und plötzlich überkommt mich Sorge, dass er schwer krank sei, er ist ja auch schon sehr alt. Die Hand geht von meiner zuckenden Heimlichkeit weg und Großvater wieder leise aus dem Zimmer. Aufgewühlt stelle ich mich schlafend, bis ich tatsächlich einschlafe, denn dann muss ich ja eigentlich auch nicht beichten?

Die Lesung habe ich verpasst, erst als Pfarrer Ignaz zu der Graduale